

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

35. Mittwoch, am 1. Mai 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Antike Novellen. Von Ludwig Rein. Leipzig, Stollmann. 1839. 8. Zweiter Band, 260 Seiten. Dritter Band, 198 Seiten. Vierter Band, 306 Seiten.

Rasch sind diese drei Bände dem ersten gefolgt, den wir in Nr. 96, Jahrgang 1838, als eine Erscheinung anzeigten, welche für das Fach der Novellistik einen ganz neuen Weg einzuschlagen strebe. Wir wundern uns nur darüber, daß wir bis jetzt in andern Zeitschriften, besonders in den für die Kritik ganz speziell berufenen, noch so wenig über diese Richtung des muthigen, Kenntnißreichen und von seinem Gegenstande tief durchdrungenen Verfassers gelesen haben. Denn als ein solcher, dem diese Prädikate mit vollem Rechte gebühren, stellt er sich uns auch in den jetzt vorliegenden drei Bänden dar. Hier finden wir nun auch das charakterisirende Vorwort, das sie recht eigentlich bezeichnet:

Zurück, zurück in jenes schöne Land,  
Zurück in's Paradies der alten Griechen,  
Zurück in ihre jetzt verfallnen Tempel,  
Auf ihre Märkte und in ihre Häuser,  
Auf ihre Schiffe und zu ihren Spielen,  
Zurück, zurück in's Leben jener Zeit,  
Zurück zu jener Höh' und Niedrigkeit:  
Führt Dich dieß Buch.

Den Segen und den Fluch  
Der grauen Altzeit wirst Du leicht erkennen —  
Denn beides hat ja jede, jede Zeit —  
Und so wird's bleiben bis in Ewigkeit. —

Beseelt Dich Bildung nun und höherer Sinn  
Und ruht Dein Auge gern auf jenen Fernen,  
Nun wohl, so lies, — tritt zu den Helden hin  
Und schaue auf zu jenen alten Sternen  
Und finde unter Göttern und Heroen  
Den einen Gott, vor dem die andern flohen.

Novellen sind's, — Novellen eigner Art —  
Aus alter Zeit mir einfach offenbart, —  
Für Domestiken nicht sind sie geschrieben,  
Doch Du vielleicht wirst diese Blätter lieben.

Solche Leser wünschen wir diesen Blättern recht viele, denn sie verdienen es. Auf jeder Seite zeugen sie für den Kundigen, von den tiefen Studien welche ihr Verfasser machen mußte, um das griechische Alterthum so gleichsam in sich aufzunehmen, dabei aber sind sie durchaus von aller Pedanterie entfernt und nur in gründli-

chen Notizen unter dem Text und im Anhang werden Erklärungen fremder Ausdrücke und Beziehungen, wie desjenigen gegeben, was vielleicht dem Leser nicht durch den Inhalt selbst erklärlich seyn dürfte. Dieser ist aber ein eben so anziehender als mannigfaltiger, und dabei in Ausdruck und Haltung so klar und einfach, wie die schönen griechischen Vorbilder es erfordern. Denn auf Griechenlands Boden nur spielen die 4 Novellen, welche wir in diesen 3 Bändchen erhalten. Am weitesten in die griechische Vorzeit zurück tritt Alexander von Pherá, in die Zeit Philipps von Macedonien. Dann folgt das goldene Palmbblatt, 413 Jahre vor Christo uns nach Athen führend. Im dritten Bande geleitet uns die Novelle, die Statue, in dem Jahre 370 vor Christus nach Corinth und die Hauptperson darin, der Bildhauer Menon macht sie zu einer ächten Künstlernovelle, die durch die Kunstbeziehungen der damaligen Zeit um so interessanter sich gestaltet. Haben wir nun aber hier tief aus der klassischen Zeit Griechenlands geschöpft, so versetzt uns im vierten Bande die Novelle, die Tochter des Philosophen, dagegen in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts, in eine um so merkwürdigere Zeit, als hier die alte Volksreligion neben dem seine Siegesfahne auch über Griechenland ausbreitenden Christenthume auftritt, und die Tochter des Philosophen selbst eine der wichtigsten Rollen auf der Weltbühne spielt, die wir jedoch hier nicht verrathen, sondern dem Leser die Ueberraschung gönnen wollen.

Je sorgfältiger der Verfasser in diesen Arbeiten zu Werke gegangen ist, und sich sein Geschäft nicht zu einer bloßen Unterhaltung in flüchtigen Stunden machte, um so mehr ist zu wünschen, daß diese antiken Novellen die volle Anerkennung finden mögen, welche sie verdienen.

Th. Hell.

Geschichte Frankreichs unter Napoleon. Zweite Periode. Von dem Frieden von Tilsit bis 1812. Von M. Bignon. Deutsch von E. v. Alvensleben. 2 Bände. Meissen, bei Goedsche. 1838.

Obwohl Bignon zu den entschiedensten Verehrern und unbedingtesten Lobrednern Napoleons gehört, so unterscheidet er sich doch von manchem Seinesgleichen we-

sentlich dadurch, daß er von dem was er sagt vollkommen überzeugt ist. Dieser Umstand benimmt der Schrift zwar nicht die Einseitigkeit, aber man kann die Geschichte jener merkwürdigen Jahre nicht in die Klasse bloßer lobhüdelnder Parteischriften werfen, dazu kommt daß der Verfasser, wenn er auch zu jener Zeit nicht eine hochwichtige diplomatische Rolle spielte, doch selbst als Diplomat zweiten Ranges in manches Kabinettsgeheimniß eingeweiht war, das dem Laien fremd bleiben mußte, und daß er in seiner späteren bedeutenden Stellung sich leicht von jeder wichtigen früheren Verhandlung genau unterrichten konnte. Das Wichtigste was in diesen zwei Bänden enthalten, ist unstreitig die Geschichte der Zerwürfnisse Napoleons mit Pius 7., und der Anfang des spanischen Krieges. Manches hiervon ist auch in Beziehung auf neuere Vorgänge vom höchsten Interesse. Anfänglich befanden sich z. B. Napoleon und der Pabst miteinander in den freundlichsten Verhältnissen. Es bestand außer einer großen Freimüthigkeit auch noch eine Art Herzlichkeit in ihrem Verkehre; ihr Briefwechsel war der freundschaftlichste. Dennoch bewahrte der Pabst aufs vollkommenste seine Selbstständigkeit. Folgendes Beispiel mag dieß beweisen. „Napoleon — sagt der Verfasser — unterhielt den heiligen Vater von der Heirath, welche sein Bruder Hieronymus in Amerika, ohne Zustimmung seiner Familie mit einer Protestantin geschlossen hatte, und wendete sich an ihn wegen der Mittel diese Verbindung zu lösen. Bei dieser Forderung des Kaisers zeigte der heilige Vater keine feige Nachgiebigkeit; er stellte die ausgedehntesten Nachforschungen an, um zu wissen ob seine apostolische Autorität ihm erlaubte dem gegen ihn ausgesprochenen Wunsche zu willfahren. Seine theologischen Kenntnisse lieferten ihm die Waffen die Gründe zu bekämpfen, die zur Unterstützung dieser Forderung angeführt wurden, und trotz der dringenden Vorstellungen des französischen Cardinals, beharrte er bei seiner Weigerung. „Wollten wir eine Gewalt usurpiren die wir nicht haben, sagte er, so würden wir uns vor dem Tribunale Gottes und vor der ganzen Kirche eines großen Mißbrauchs in unserm heiligen Amte schuldig machen.“ Diese Achtung des heiligen Stuhles für ein Band, welches unter Personen verschiedener Confessionen geschlossen war, ist ein des Lobes würdiger Zug, dem Napoleon auch selbst seinen Beifall gezollt haben würde, hätte er nicht bei dieser Gelegenheit ein entgegen-gesetztes Interesse gehegt.“

Später als die Verhältnisse immer verwickelter wurden, glaubte Napoleon den Pabst einschüchtern zu können, und nachdem er solchem wegen dessen friedfertigen Beneh-

men gegen England Vorwürfe gemacht, endigte er sein Schreiben mit den Worten: „Ew. Heiligkeit sind Herrscher in Rom, aber ich bin dessen Kaiser. Alle meine Feinde müssen die Ihrigen seyn.“ — Dieß Schreiben empörte Pius den 7., er antwortete auf eine Weise in welcher damals wohl selten an Napoleon geschrieben wurde, und die zwar ruhig schien aber die tiefste Indignation nicht verhehlte. „Ew. Majestät, sagte er unter andern, stellen den Grundsatz auf, daß Sie Kaiser von Rom sind, Das Kirchenoberhaupt erkennt keine Herrschaft an, die über der seinigen steht, und hat dieß nie gethan. Kein Kaiser hat das mindeste Recht auf Rom. Der Kaiser von Rom existirt nicht.“ Dieser Brief war gleichsam das Signal zu allen den Gewaltthaten, welche sich Napoleon später gegen den Pabst erlaubte. In Hinsicht des Benchmens Napoleons gegen Karl den 4. und Ferdinand den 7., vertheidigt Bignon den Kaiser durchaus; ein Beweis mehr für die Einseitigkeit seiner Ansichten. Eben so sucht er die Veranlassung zu allen den Grausamkeiten, wodurch nur allzubald sich der in Spanien begonnene Kampf auszeichnete, lediglich in dem Nationalcharakter der Bewohner jenes Landes. Dieß ist nur halb wahr. Mit dem unglücklichen 2. Mai, an welchem Tage durch Murats Unbesonnenheit, wegen, an einem betrunkenen Soldaten begangener, Mißhandlung, Tausende von Einwohnern niedergemetzelt, und mitten in Madrid an Greisen, Frauen und Kindern Gräuel aller Art verübt wurden, brach der bis dahin nur mit Mühe unterdrückte Unwille in offene Wuth aus, und nun nahm der Krieg jenen beklagenswerthen Charakter an, den er bei einem so reizbaren, rachsüchtigen Volke nothwendig annehmen mußte. Von jenem Tage an, war das Erschießen, Hängen, Garrottiren bei beiden kriegsführenden Parteien an der Tagesordnung. —

Unter bereits früher angedeuteten Beschränkungen, empfehlen wir schließlich die werthvolle Schrift.

Die menschliche Stimme und ihr Gebrauch für Sänger und Sängerinnen, dargestellt von Giacomo Bisozzi. Mit einer Tafel lithographischer Abbildungen. Leipzig, bei Engelmann. 1838.

Die Musik wird jetzt so allgemein und mit einem solchen Eifer kultivirt, daß man nicht mit Unrecht unser Zeitalter das musikalische nennen könnte. — Man würde jedoch sehr Unrecht haben wenn man damit bezeichnen wollte, daß der innere Werth der neuern Musik in den letzten Jahren zu einer ganz besondern Höhe gelangt sey; aus vielen Gründen könnte eher das Gegentheil behaupt-

tet werden. Man ziehe nur eine Parallele zwischen der älteren, melodienreichen, z. B. Mozartschen, und der neuern Opernmusik. Was wurde damals auf die einfachste Weise erreicht, und was bleibt jetzt, trotz der zu Hülfe genommenen Schmiedehämmer und Tamtams unerreichtbar! Gewiß, nicht nur die Literatur, sondern auch die Musik hat jetzt ihr „junges Deutschland;“ wir meinen eine Schule die auf dem Wege des Frappanten, Abenteuerlichen, Abgeschmackten, nicht auf den musikalischen Werth des Tonstücks, sondern die Individualität des Vortragenden sich Basirenden, den Ruhm der früheren Meister zu erstreben sucht. Wer sich davon recht lebhaft überzeugen will, der besuche nur unsere sich so häufenden, musikalischen Soirées, und die Concerte der in Schaaren Deutschland, ja Europa durchziehenden Künstler. Kann wohl Jemand behaupten, daß er bei mehr als nur einer sehr kleinen Anzahl, Tiefe der Empfindung, Delicatesse im Vortrag, ja nur Sinn für gute Auswahl des Vortragenden trübe? Was er überall findet, ist jenes, nur für den Ausübenden — wohl von dem wahren Künstler zu unterscheiden — berechnete, ewige Studienspiel, in welchem sich etwas mehr oder minder eminente Fertigkeit, Künstelei jeder Art, guter oder minder guter und eleganter Vortrag fortwährend wiederholt, wobei die Kunst wenig oder nichts gewinnt, das aber den immer mehr überhand nehmenden Dilettantismus nährt. So wie weiland das literarische „junge Deutschland“ sucht auch das musikalische auf das Publikum durch tausend Machinationen, besonders durch Hervordrängung ihrer miserablen Persönlichkeiten, einzuwirken. Empfehlungen aller Art, briefliche und journalistische, werden in Requisition gesetzt, Gerüchte mystischer Art z. B. von hoher Abkunft des Künstlers &c. in Umlauf gebracht, und nun — denn eins wirkt wie das andere — entweder durch außerordentliche Schmiegsamkeit und Gefälligkeit, oder durch affectirte Künstlergrobheit zu imponiren gesucht. Daß es mit dem musikalischen „jungen Deutschland“ über kurz oder lang ein eben solches schmachliches Ende wie mit dem literarischen nehmen wird, ist zwar gar nicht zu bezweifeln, denn alles Abnorme und Abgeschmackte gräbt sich selbst sein frühes Grab, aber bei unserer, immer mehr überhand nehmenden musikalischen Erziehung, wird eine Unmasse von Zeit vergeudet, weil man sich genöthigt glaubt solche Künsteleien studiren zu müssen, wenn man sich produciren will, und weil man es auch wirklich mit bald sichtbarem Erfolg thun kann, da man jeden jungen Menschen, dem nicht ein Holzkloß als Kopf zwischen den Schultern sitzt, durch ungeheure Uebung, wenn auch nicht zu einem wahren Künstler, jedoch sicher zu einem

Künsteleiden Musikanter zu machen im Stande ist. — Das Einzige was jene falsche Methode noch nicht in dem Grade wie die Instrumentalmusik irre geführt, ist der Gesang, und es ist daher um so mehr zu schätzen, daß Herr Bisozzi dieser Kunst ein Büchlein gewidmet hat, was seiner Anschauungsweise und seinem gründlichen Studium zur Ehre gereicht. Von der Erklärung des Begriffes: Ton anhebend, geht der Autor auf die Wirkung des Schalles, Klanges und Tones auf die Seele über, und beschäftigt sich dann mit den Theorien über das Zustandekommen der Stimme. Alles dieses so wie das was er über den Umfang der Stimme, die Verschiedenheiten derselben, den Einfluß des Alters, des Geschlechts und der Constitution auf diese, sagt, ist so gründlich, so verständlich, daß wir ihm nur unsern Beifall zu erkennen geben können. Auch seine Ansichten über die klimatischen Einflüsse auf die Stimme, so wie über die Krankheiten der Stimmwerkzeuge sind höchst beherzigenswerth. — Sehr interessant sind auch die beigegebenen Abbildungen, besonders Figur 10, 11 und 12 von denen die erste die vollkommen normale Mundstellung bei dem Brusttone, die zweite die beim Kehltone und die dritte die beim Falset anschaulich macht. — Wir empfehlen die kleine Broschüre auf's beste. C. v. Wachsmann.

Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen, Könige von Preußen. Herausgegeben von Karl Heinrich Siegfried Rödenbeck. Zweiter Band. Berlin, Plahn. 1838. 539 Seiten.

Wenn es auch beim jetzigen Zustande der Civilisation keine Noth hat, daß die Geschichte großer Männer in's Sagenhafte verschwimme, so hat sich doch in dem historischen Materiale so manches Falsche, Uebertriebene, Mißverständene angefehlt, es ist so manches Wahre, Wichtige, Beglaubigte theils noch nicht aufgenommen, theils angefochten und bezweifelt worden, daß Bemühungen, wie die des Verfassers nur dankbar anzuerkennen sind. Professor Preuß insonders hat den Forschungen über Friedrich II. einen neuen Anstoß gegeben, den Bestrebungen dieses Gelehrten schließen sich die des Herrn Rödenbeck an. Es verbreitet sich der uns vorliegende Band in drei Abschnitten über Friedrich's Regierungs-System in Bezug auf Fabrikwesen, Handel und Landwirthschaft. Jeder Abtheilung ist eine Anzahl von, zum großen Theil noch ungedruckten, Cabinets-Ordres des Königs beigegeben, die vielleicht den interessantesten Theil des Buches

bilben. Der Verfasser bestrebt sich, das Finanzsystem Friedrich's, welches bekanntlich von Mirabeau bis auf die heutige Zeit viele und gewichtige Gegner gefunden, zu rechtfertigen. Er zeigt sich jedoch dabei nicht gerade als Feind der liberalen Ansichten unserer Tage, sondern meint nur, wenn man jetzt diesen in der Praxis huldigen könne, dieß nur daher komme, daß früher auf die entgegengesetzte Weise verfahren worden sey. Der Verfasser wird in diesem Punkte Widerspruch — selbst bei den größten Verehrern des Königs — zu gewärtigen haben, wie sich denn schon Dohm in seinen Denkwürdigkeiten mit Freimuth über Friedrich's innere Regierung ausgesprochen. Es ist uns hier der Raum zu einer Erörterung so entgegengesetzter Behauptungen nicht gegeben, nur die Anmerkung müssen wir uns erlauben, daß der Verfasser nicht Friedrich II. Joseph II. entgegen stellen sollte. Wenn auch Jener im Ganzen weit mehr Schonung und Achtung für Altes, Hergebrachtes bewiesen, so bestrebt er sich doch in Bezug auf Handel und Industrie die Nation nicht ohne Zwang auf einen Weg zu leiten, der ihm freilich der ersprißlichste schien; seine Art gleich also eher Joseph's Weise, als daß sie von derselben verschieden gewesen wäre. Daß unverständige Ansichten, die in diesem oder jenem Kopfe spuken könnten, gleich mit dem Namen Hochverrath gebrandmarkt worden, können wir ebenfalls nicht billigen. Beigegeben sind diesem Bande noch: Ein Verzeichniß von Schriften des Königs, die in den vorhandenen Sammlungen fehlen, ein anderes von Schriften, die ihm zugeschrieben werden und über deren Richtigkeit der Verfasser sich nicht zu entscheiden getraut. Ferner Bemerkungen über eine neu zu veranstaltende Ausgabe von Friedrich's Werken, mehrere Briefe Friedrich's, Kriegs-, Volks- und Spottlieder aus der Zeit des siebenjährigen Krieges, endlich Berichtigungen, kleine Notizen und Anfragen.

R. v. Groscreuz.

Die Belagerung von Glückstadt. Romantisches Seegemälde von Heinrich Smidt. Drei Theile. Altona, Karl Auc. 1838. Erster Theil, 274 Seiten. Zweiter Theil, 284 Seiten. Dritter Theil, 312 Seiten.

Der durch mehrere mit Beifall aufgenommene ausführlichere Schilderungen des Seemannslebens bereits nicht unrühmlich bekannte Verfasser, dessen „Seemannsagen und Schiffer-Mährchen,“ so wie sein „Seeleben“ insbesondere die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich zogen, beschenkt uns hier, so viel Referent bekannt, mit seinem

ersten eigentlichen Romane, dessen Stoff aus dem Befreiungskriege 1813 entlehnt ist. Dem Verfasser ist ein wackeres Erzählertalent nicht abzuspochen. Frische und Lebendigkeit der Darstellung, gute Charakterisirung der handelnden Personen, eine veranschaulichende, kräftige Sprache sind Eigenschaften, die sich in vorstehendem Romane geltend machen und demselben Anerkennung verschaffen werden. — Das Schiffsleben, das dem Leser hier vorgeführt wird, ist übrigens ein verhältnißmäßig nur wenig bewegtes und bewegliches, und auf den Namen „romantisch“ kann dieses „Seegemälde,“ unseres Bedünkens, keinen rechtmäßigen Anspruch machen, wenigstens haben wir vom Romantischen, von dessen Elementen sich nur sehr geringe Spuren in dem Buche vorfinden, einen andern Begriff als der Erzähler damit zu verknüpfen scheint. Auch erfährt man von der eigentlichen Belagerung Glückstadt's eben nicht viel.

Die Handlung, welche größtentheils auf einem einzigen Schiffe, auf welchem die in den Zusammenhang verwebten Personen sich allmählig alle begegnen, so wie in und um Glückstadt selbst vorgeht, und Patriotismus, Intrigue, Verrätherei, Liebe, Hochherzigkeit &c. in mannigfacher Abwechslung, aber Alles meist trefflich motivirt, enthält, ist unterhaltend, oft ergreifend, und zeugt von der Sicherheit und Gewandtheit des Erzählers in Anlage und Durchführung seines Stoffes. Unter den Hauptpersonen sind besonders der dänische Hauptmann Waldeck, ein Muster von edlem Patriotismus, seine Tochter, Eveline, die Geliebte eines jungen englischen Seeoffiziers, der Commandant von Glückstadt, Czernikoff, ein feiler Schurke, dessen nicht minder abgefäimter, aber übelgezüchtiger Secretair Louis, und vor Allem der edelmüthige Schiffer Claus zu bemerken.

Wir wünschen dem auch von Außen gutbedachten Romane zahlreiche Leser, und dem Verfasser bald wieder zu begegnen.

Geronimo.

### Musik betreffend.

Der Componist Joseph Panny, welcher kürzlich in Mainz starb, componirte vor seinem Tode zwei Lieder von Worosbar, Adieu und Abendscene. Diese Lieder, welche eine tiefe Schwermuth und Todesahnung ausdrücken, gewinnen dadurch an Interesse, daß sie Panny unmittelbar vor seinem Tode in Musik setzte und zwar so tief ergreifend und eigenthümlich durchcomponirte, daß er seinen ganzen, der Auflösung nahen Zustand darin niederlegte. Diese Compositionen sind jetzt bei Schott Söhnen in Mainz erschienen.

H.